

Scheide wege

Jahresschrift
für skeptisches Denken

Herausgegeben von der
Max Himmelheber-Stiftung

Sonderdruck

Jahrgang 2019/2020

49



S. Hirzel Verlag

Inhalt

<i>Mins Minssen</i>	Der englische Koffer 5
<i>Andreas Brenner</i>	Altern als Ereignis und Schicksal 12
<i>Harald Gröhler</i>	Die Zeit dauert 32
<i>Ernst Peter Fischer</i>	Mein Weltbild 39
<i>Gernot Böhme</i>	Im Licht gehen 60
<i>Hans D. Sailer / W. Sauer</i>	Mythen – in Stein gehauen, in Holz geschnitten 70
<i>Jürgen Hasse</i>	„Rochenflügel in Calvados“ 89
<i>Philipp Beirow</i>	Tomatenfisch und Hauptstadtbarsch 113
<i>Michael Holzwarth</i>	Brot – modern und postmodern 124
<i>Fritz Rebeis</i>	Die Resonanzstrategie 145
<i>Peter Cornelius Mayer-Tasch</i>	Sozioökologische Gerechtigkeit 159
<i>Nora S. Stampfl</i>	Maschinenmenschen 170
<i>Andreas Woyke</i>	Macht Big Data die Demokratie klein? 187
<i>Günther Bittner</i>	(Un-)wahrscheinliche Bedrohungen 201
<i>Sigbert Gebert</i>	Skeptisches Vertrauen: Der heute normale Weltzugang 217
<i>Johano Strasser</i>	Der Kritiker als Intellektueller 231
<i>Eduard Kaeser</i>	Trotz als Menschenwürde 243
<i>Rüdiger Görner</i>	Thomas Mann. Der skeptische Weltbürger 251
<i>Friedrich Pohlmann</i>	Die Rückkehr der Besiegten 265
<i>Hans-Martin Schönherr-Mann</i>	Ein Utopist der Toleranz oder ein Libertin? – Der Marquis de Sade als politischer Philosoph 284
<i>Valérie Wagner</i>	Closed Up. Ein Fotoprojekt 308
<i>Michael Hauskeller</i>	Ich sein 329
<i>Friedrich Pohlmann</i>	Erinnern und Verdrängen 339
<i>Heinz Theisen</i>	Die Ausdifferenzierung der Europäischen Union 358
<i>Klaus Zierer</i>	Bildung: jetzt! 372
<i>Hans-Georg Deggau</i>	Die Homogenisierung des Heterogenen 388
<i>Rainer Hagen</i>	Über Witze mit beschränkter Reichweite 406
	Biographische Angaben 412

Valérie Wagner

Closed Up

Ein Fotoprojekt im Hochsicherheitstrakt
einer Forensischen Psychiatrie

Das Fotoprojekt *Closed Up* habe ich im Winter 2015/16 im Hochsicherheitstrakt der Forensischen Psychiatrie (Maßregelvollzugszentrum Niedersachsen) in Göttingen realisiert.

Die Aufnahmen entstanden im *Festen Haus* (Bild 22), einer „Verwahranstalt“ für psychisch kranke Straftäter, die vor mehr als hundert Jahren (1909) als Psychiatriegefängnis in Göttingen gebaut und bis März 2016 noch von 20 Patienten bewohnt wurde. Direkt neben dem *Festen Haus* wurde ein neues, humaneres Gebäude errichtet, das die Patienten im April 2016 bezogen haben.

Dr. Hesse, der Ärztliche Direktor des Maßregelvollzugszentrums Niedersachsen in Moringen, hat mich im Herbst 2015 für ein Fotoprojekt im *Festen Haus* angefragt. Ihm war es ein Anliegen, dass das Gebäude und seine Atmosphäre visualisiert würden, „solange noch Leben darin ist“. Das Projektkonzept sollte also die Menschen vor Ort – Patienten und Mitarbeiter*innen – mit einbeziehen. Im Mittelpunkt meiner Arbeit stand die Beziehung zwischen Mensch und Raum.

Als ich zum ersten Mal vor dem *Festen Haus* in Göttingen stand, kreisten Krähen um den Giebel des alten Gebäudes. Alle Fenster sind vergittert, hohe Mauern umschließen das Hochsicherheitskrankenhaus. Das Gebäude machte auf mich einen abweisenden, ja bedrohlichen Eindruck – kein Ort, an dem man sich gerne freiwillig aufhält.

Dennoch fand ich die Idee, dort ein künstlerisches Projekt umzusetzen, sofort interessant, denn ich hatte hier die Chance, einen wortwörtlich exklusiven Blick hinter die Mauern zu wagen und damit in einen Bereich unserer Gesellschaft, der Außenstehenden in der Regel verschlossen bleibt und darüber hinaus gesellschaftliche Ängste und Tabus berührt.

Auch das Fotografieren ist dort aus Sicherheitsgründen verboten. Ich erhielt eine Sondergenehmigung und freie Hand bei der künstlerischen Umsetzung. Das reizte mich, andererseits hatte ich zu Beginn noch keine Vorstellung, worauf ich mich eigentlich einließ. Tatsächlich habe ich erst während des ersten Rundgangs realisiert, wo ich mich befand und was es bedeuten würde, an diesem Ort ein fotografisches Projekt umzusetzen. Der zeitliche Aufwand und der psychische und physische Einsatz waren hoch.

Während der Vorbesichtigung im September 2015 habe ich zunächst Kontakt mit dem Pflegepersonal aufgenommen, um meine Ideen auf ihre Umsetzbarkeit zu prüfen und die mögliche Vorgehensweise, besonders im Bezug auf die Patienten, und die damit zusammenhängenden Sicherheitsfragen zu klären. Es war mir klar, dass eine Projektumsetzung nur in enger Zusammenarbeit mit den Pflegerinnen und Pflegern vor Ort möglich sein würde. Sie waren nicht nur für die Organisation der Aufnahmen und die Kommunikation mit den Patienten zuständig, sondern auch für meine Sicherheit: in allen Bereichen, die den Patienten zugänglich waren, durfte ich zu keinem Zeitpunkt alleine sein – ich war unter ständiger Beobachtung, immer in Begleitung eines Pflegers oder einer Pflegerin, die die Schlüssel für die zahllosen Türen und Gitter innehaben. So war auch ich ein Stück weit eingesperrt, und es war eine bedrückende Erfahrung, mich nicht frei bewegen zu können. Gleichzeitig war mir nur zu bewusst, dass ich mich in einer Extremsituation befand, in der sich die Gefahrenlage von einer Sekunde zur anderen komplett verändern kann. Deshalb trug ich wie alle anderen Mitarbeiter*innen eine Notfallfunke bei mir, die Alarm auslöst, wenn sie über 45 Sekunden lang waagerecht liegt.

Beim Fotografieren nicht alleine zu sein war für mich ungewohnt und erforderte eine besonders hohe Konzentration bei der Motivwahl und Umsetzung. Nur wenn ich mich in eine Zelle oder auf einem Flur einschließen ließ, konnte ich ungestört alleine arbeiten, eine Möglichkeit, die ich später für die Gebäudeinnenaufnahmen und die Stillleben nutzte.

Eine wesentliche Motivation, mich auf diese Herausforderung einzulassen, war das Bewusstsein, dass der exklusive Zugang zu dieser Welt für mich als Fotografin auch die Verantwortung und die Chance beinhaltet, meine Eindrücke für Andere sichtbar und erfahrbar zu machen.

Von der Stationsleitung und den Mitarbeiter*innen erhielt ich vom ersten Moment an großartige Unterstützung, die ersten Begegnungen

mit den Patienten waren erstaunlich unkompliziert. Das Fotoprojekt und meine Anwesenheit waren für viele eine willkommene Abwechslung zum Alltag im Hochsicherheitstrakt.

Manche Patienten freuten sich, wenn ich morgens mit meiner Ausrüstung die Rotunde betrat und verwickelten mich in Gespräche über Fotografie und die geplanten Aufnahmen. Ein Patient lud mich auf einen selbst gebrauten Cappuccino in sein Zimmer ein, und als ich die Einladung annahm (immer in Begleitung eines Pflegers), freute er sich wie ein Kind und strahlte über das ganze Gesicht. Für mich ein sehr berührender Moment. Als ich später Portraits von ihm machte, wechselte sein Ausdruck innerhalb von Sekundenbruchteilen von einem kindlich-offenen Gesicht zu einem sehr aggressiven Ausdruck und zurück, ohne dass ich einen äußeren Auslöser dafür festmachen konnte. Welches war nun sein wahres Gesicht? Ein und derselbe Mensch, für mich undurchschaubar, unberechenbar. Gemeinsam einen Cappuccino zu trinken hieß, für einen kurzen Moment so etwas wie Normalität zu teilen.

Nach der Zustimmung des Pflegepersonals, der Vorstellung des Projekts in den Stationsversammlungen und der weitgehend positiven Resonanz der Patienten, konnte ich mit den Aufnahmen beginnen.

Die Projektstruktur beinhaltet das Beziehungs-Dreieck aus Patienten, Mitarbeiter*innen und Gebäude. Für jede Personengruppe habe ich ein eigenes Bildkonzept – jeweils mit Bezug zum Gebäude – entwickelt.

Die Herausforderung der Patientenaufnahmen lag darin, die Personen abzubilden, ohne ihr Gesicht zu zeigen, das zum Schutz der Persönlichkeitsrechte nicht erkennbar sein durfte. Mir war es umso wichtiger, Bilder zu finden, die etwas Wesentliches über den jeweiligen Menschen erzählen und ihn für den Betrachter spürbar machen.

Da die Patienten zum Teil starken Stimmungsschwankungen unterworfen sind und nur für begrenzte Zeit in Beziehung treten können, konnte ich nicht mit ihrer Projektteilnahme rechnen, auch wenn sie vorher zugesagt hatten. Bei den teilnehmenden Patienten waren manche neugierig und interessiert, andere waren nervös oder apathisch und nur für kurze Zeit in der Lage, die Aufmerksamkeit zu halten. Die Aufnahmen selbst musste ich sehr genau vorbereiten, um dann schnell agieren zu können.

Den Anfang bildeten Aufnahmen der bewohnten Zellen mit Patient (Bilder 10 bis 13). Die persönliche Umgebung erzählt vom Menschen, stellvertretend für sein Gesicht, das unsichtbar bleibt.

Bei den Kopfportraits (Bilder 2 bis 5) sieht man einerseits durch den Kopf des Patienten hindurch seinen Blick auf die Welt, die ihm verschlossen ist, andererseits scheint es, als könnten wir einen Einblick in den Kopf des Patienten bekommen, in das, was in ihm vorgeht. Die Patienten selbst werden durch die Doppelbelichtung und das zweifache Gitter eingeschlossen: außen sind Gitter, Mauern und Schlösser, innen ist die Krankheit, die ihnen ein normales Leben unmöglich macht.

Abschließend habe ich die Füße der teilnehmenden Patienten auf der Schwelle zwischen ihrer Zelle und dem Flur fotografiert (Bilder 6 bis 9). Sie zeigen von innen nach außen und deuten die Sehnsucht nach der Welt „da draußen“ an, die ich bei vielen Patienten wahrgenommen habe.

Die Kopfkissen der Patienten (Bilder 14 bis 17) waren so unterschiedlich wie die Patienten selbst und deuten gleichzeitig ihre physische Präsenz an; oft hatte ich den Eindruck, dass sie mehr über den Patienten erzählen als sein Gesicht es könnte.

Mit den Aufnahmen der Videomonitoring in der Wachzentrale (Bilder 18 und 19) konnte ich meine fotografische Sicht und die der Videokameras miteinander verbinden und damit Räume und Szenen erfassen, ohne selbst präsent zu sein. Gleichzeitig habe ich so aus dem Bewegtbild ein Still gemacht und konnte Momente einfrieren, um ihre Bedeutung zu zeigen. Es sind fest eingestellte Blickwinkel der Wachkameras, mit denen alle den Patienten zugängliche Orte erfasst werden. Durch die geringe Bildqualität entsteht eine ganz eigene, fast unwirkliche Sicht auf die Alltagsrealität der Patienten.

Eine weitere Serie stellt die Betreuer*innen (Krankenpfleger*innen und Leitungsteam) in den Mittelpunkt: in einem Außenhof, dessen Mauern von einem ehemaligen Patienten mit Illusionswelten bemalt wurden, habe ich mit den Mitarbeiter*innen Portraits inszeniert und Interviews geführt (Bilder 20 und 21).

Die für diese Publikation ausgewählten Auszüge aus dem Projekt befassen sich vor allem mit den Patienten und ihrer Umgebung.

Weitere Reihen beinhalten die Spuren der Patienten im Gebäude, die Zellen und Krisenzellen, Außen- und Innenhofaufnahmen, Flure und den Dachboden des Gebäudes. Damit konnte ich eine umfangreiche

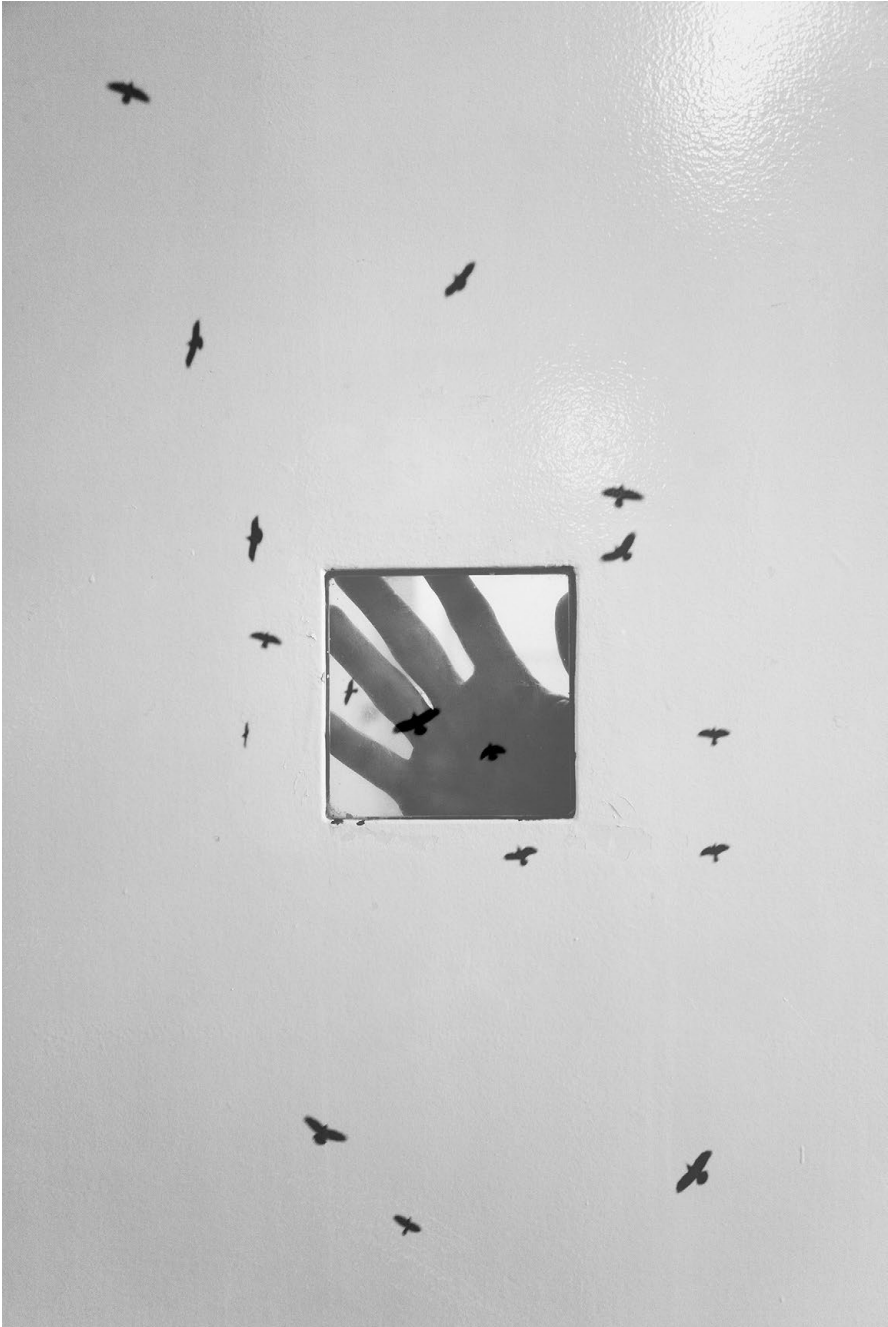
visuelle Beschreibung des Ortes und seiner Atmosphäre realisieren. Den Kern bilden dabei die Aufnahmen der Menschen in ihrer Umgebung.

Was bleibt, sind Bilder. Sie sprechen von dem, was ich zum Zeitpunkt der Aufnahmen vorgefunden habe und wie ich es erlebt habe – ohne es zu bewerten. Es war mir wichtig, sowohl zu dem Thema als auch zu den Patienten eine bewusste Distanz zu halten, um einen klaren Blick zu bewahren. Gleichzeitig ist das Projekt keine Dokumentation, sondern meine subjektive Interpretation. Die Bilder beschreiben ein Gefühl, um auch denjenigen, die diese Erfahrung nicht selbst machen können und wollen, etwas über diesen Ort und seine Menschen zu erzählen.

Ich erinnere mich gut an das Gefühl der Erleichterung, wenn sich nach einem langen Aufnahmetag die letzte Gittertür hinter mir schloss und ich wieder draußen war, in der Freiheit. Ich habe erfahren, was für Geschenke geistige Gesundheit und Freiheit sind. Daraus erwächst für mich auch Verantwortung für die eigene Lebensgestaltung: Frei sein, ohne anderen zu schaden, verantwortlich handeln, mir selbst und anderen gegenüber – das empfinde ich nicht nur als ein großes Geschenk, sondern auch als eine großartige Aufgabe. Seit ich diesen abgeschlossenen Bereich unserer Gesellschaft selbst kennenlernen konnte, ist mir viel bewusster geworden, was geistige Krankheit bedeutet. Ich glaube, dass es unserer Gesellschaft gut tun würde, das Thema Forensische Psychiatrie wieder mehr ins Bewusstsein zu holen und Wege zu geistiger und emotionaler Integration zu finden.

Closed Up stellt Fragen zu Menschen am Rande und den gesellschaftlichen Umgang mit dem, was wir ausschließen, was nicht sein darf und doch zu uns gehört.

Wie bei einem chirurgischen Eingriff hole ich Verborgenes ans Licht, um so dem blinden Fleck ein Gesicht zu geben, ohne die Leerstellen im Kopf des Betrachters zu füllen.



Closed Up 1, Zellentür mit Hand und Krähen



Closed Up 2-3, Kopfeines Patienten





Closed Up 4-5, Kopfeines Patienten





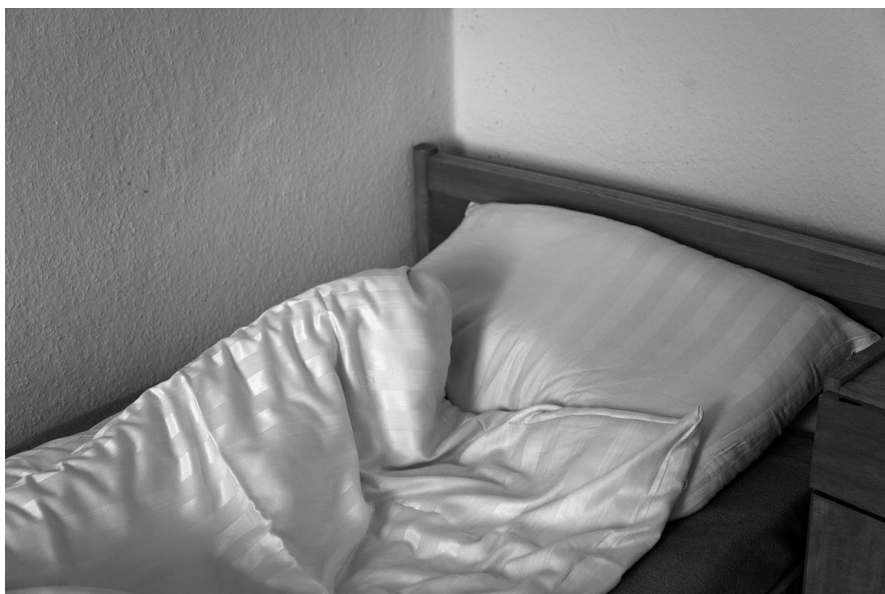
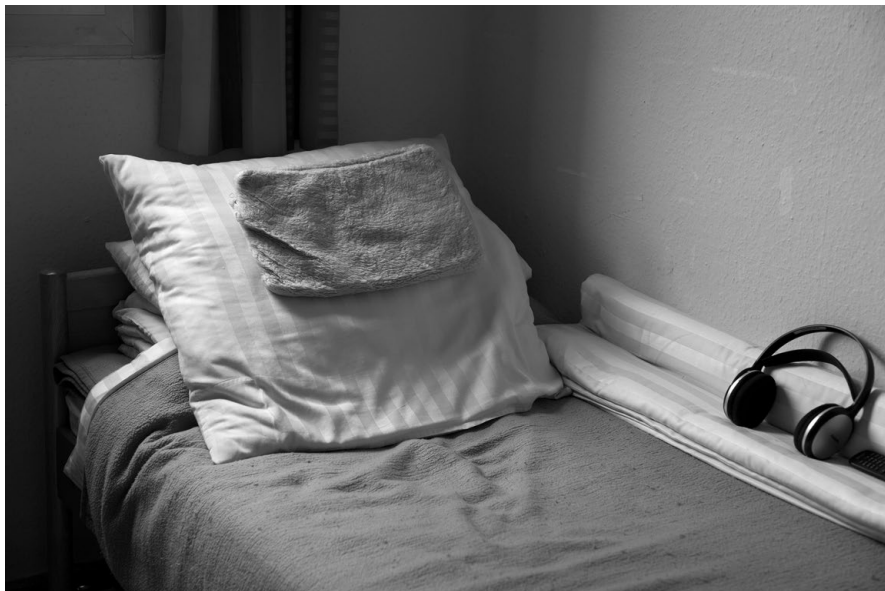
Closed Up 6-9, Füße der Patienten





Closed Up 10-13, Patienten in ihrer Zelle





Closed Up 14-17, Kopfkissen der Patienten





Closed Up 18-19, Überwachungsmonitore





Closed Up 20-21, Pfleger im Außenhof





Closed Up 22, Das Feste Haus, Göttingen 2016

Scheidewege

Jahresschrift für skeptisches Denken

Herausgeber:

Max Himmelheber-Stiftung gemeinnützige GmbH, Reutlingen,
in Verbindung mit Dr. Frédéric Holzwarth und Prof. Dr. Walter Sauer

Redaktion:

Michael Hauskeller, Walter Sauer

Anschrift von Redaktion und Stiftung:

Scheidewege, Heppstraße 110, 72770 Reutlingen

Telefon: 0 71 21/ 50 95 87; Fax: 0 71 21/ 55 07 76

E-Mail: Redaktion_Scheidewege@t-online.de

Internet: www.scheidewege.de

Von der Einsendung unverlangter Besprechungsexemplare bitten wir abzusehen; für die Rücksendung wird keine Gewähr übernommen. Redaktion und Verlag haften nicht für unverlangt eingereichte Manuskripte.

ISSN 0048-9336

ISBN 978-3-7776-2811-0

Verlag:

S. Hirzel Verlag, Birkenwaldstraße 44, 70191 Stuttgart

Telefon: 07 11/ 25 82-0; Fax: 07 11/ 25 82-2 90

E-Mail: service@hirzel.de

Internet: www.hirzel.de

Alle in dieser Jahresschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung des Werkes, oder Teilen davon, außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 2019 Max Himmelheber-Stiftung, Reutlingen

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany

Herstellung: Druckerei W. Kohlhammer, Stuttgart

Einband: Großbuchbinderei Josef Spinner, Ottersweier

Scheidewege

Überkommenes wird in unserem Denken im gleichen Maße fragwürdig wie Fortschrittsgläubigkeit: Das Gestern ist nicht zu wiederholen, aber das Morgen kann auch nicht einfach eine verbesserte Form des Heute sein. In die Tradition zu retirieren ist so aussichtslos wie die Hoffnung, daß dem Fortschritt, so wie er derzeit betrieben wird, ein zweckmäßiger Mechanismus der Selbstregulation innewohne, der endlich alles zum Guten wenden werde.

In dieser Situation gibt es niemanden, der für sich in Anspruch nehmen dürfte, Gebrauchsanweisungen geben zu können; die gleichwohl im Umlauf befindlichen, die das Heil in der Programmierung und Planung suchen, müssen skeptisch geprüft und ihre Fehler müssen benannt werden. Skeptisches Denken ist auf jene gerichtet, die glauben, den Code des Lebens und des Zusammenlebens entschlüsselt zu haben und daraus schnellfertig die Verfahren ihres Handelns ableiten zu können. Skeptisches Denken erbringt Einwände und Einsichten, die nicht immer Weg und Ziel, aber doch eine Richtung anzeigen.

Die Prüfung kann überall ansetzen: Dort, wo das Denken als Philosophie betrieben wird, und dort, wo es, formuliert oder nicht, einem Handeln zugrunde liegt – in der Naturwissenschaft und in der Technik, in der Anthropologie und in der Pädagogik, in Politik und Soziologie –, kein Bereich, in dem nicht ältere oder brandneue Gebrauchsanweisungen gültig wären, die der Prüfung bedürfen.

Diese Aufgabe haben sich die „Scheidewege“ gestellt. Die Vielfalt der möglichen Themen, in denen kein Bereich des Lebens ausgespart sein kann, hat ebensolche Vielfalt der Form zur Folge: sie reicht vom Essay bis zur Polemik, von der Beschreibung bis zur Mahnung, von der Rezension bis zum Bekenntnis – das heißt: von der Meditation bis zum Kampf.



S. Hirzel Verlag

ISSN 0048-9336
ISBN 978-3-7776-2811-0

